

«Das wird Jahre bis Jahrzehnte dauern»

«Basler Deklaration» Die Initiative konnte Tierversuche in der Forschung bisher nicht reduzieren

VON BENEDIKT VOGEL

Vor einem Jahr wurde die «Basler Deklaration» ins Leben gerufen mit dem Ziel, die Tierversuche in der akademischen Forschung zu vermindern. Die Bilanz von Mitinitiant Michael Hengartner nach einem Jahr fällt ernüchternd aus.

Herr Hengartner, haben Sie Haustiere?

Michael Hengartner: Jawohl, zwei Katzen und drei Rotbauchunken im Terrarium.

Was berechtigt Sie als Forscher, Tiere für Versuche zu verwenden?

Wir brauchen Tierversuche beispielsweise, um neue Medikamente zu entwickeln. Nur so können wir die Risiken minimieren, wenn die neuen Medikamente später am Menschen getestet werden.

Der Mensch steht also über dem Tier und darf dieses auch töten, um Nutzen daraus zu ziehen?

Um Leiden bei einem Menschen zu verhüten, sind wir legitimiert, ein Tier in Gefahr zu bringen.

Und es allenfalls auch zu töten.

Ja. Auch alle, die am Mittag ein Stück Fleisch auf dem Teller haben wollen, sind der Ansicht, für Nahrungszwecke Tiere töten zu dürfen. Hier haben wir ein interessantes Phänomen:

«Um Leiden bei einem Menschen zu verhüten, sind wir legitimiert, ein Tier in Gefahr zu bringen.»

Ich glaube, dass viele von denen, die das Poulet am Mittagstisch essen, das Huhn selber nicht hätten töten können. Solange es jemand anders macht, ist es für sie aber okay.

Seit einem Jahr gibt es die «Basler Deklaration», die unter anderem das Ziel hat, Tierversuche in der universitären Forschung zu vermindern. Was haben Sie mit dieser Initiative bisher erreicht?

Die «Basler Deklaration» will die Forscher dafür sensibilisieren, dass sie nicht in einem Elfenbeinturm arbeiten, sondern Teil einer Gesellschaft sind. Forscher denken oft sehr vernunftorientiert und unterschätzen daher, dass sie ihre Arbeit mit Versuchstieren im Dialog mit der breiten Öffentlichkeit begründen müssen. Nur wenn sie das tun, können sie erwarten, dass die Gesellschaft ihre ethisch heikle Arbeit auch mitträgt.

Die «Basler Deklaration» will aber auch konkret Tierversuche vermindern nach dem 3-R-Grundsatz «replace, reduce, refine» (ersetzen, re-



Tierversuche – hier eine Maus im Labor – sind nötig, sagt Michael Hengartner.

KEYSTONE

■ INITIATIVE: EIN JAHR «BASLER DEKLARATION»

Im November 2010 hat eine Gruppe von Universitäts-Forschern bei einer Konferenz in Basel die «Deklaration von Basel» verabschiedet. Dieser «Aufruf für mehr Vertrauen, Transparenz und Kommunikation in der Tierforschung» will die akademischen Forscher in der Schweiz und darüber hinaus dazu bewegen, Tierversuche soweit wie möglich zu redu-

zieren und den Dialog mit der Öffentlichkeit zu suchen. Bei einer Tagung in Berlin ziehen die Initianten der «Basler Deklaration» gestern und heute eine erste Zwischenbilanz. «Gegen 1000 Wissenschaftler haben den Aufruf bisher unterzeichnet – das ist immer noch eine sehr kleine Fraktion der weltweiten Forschungsgemeinschaft», sagte Co-Initiant Mi-

chael Hengartner in Berlin. Ab 2013 gilt eine neue EU-Direktive, die die Tierversuche einschränken will. «Sie alle sind neugierige Menschen», rief Susanna Louhies von der EU-Kommission den versammelten Forschern in Berlin entgegen, «haben Sie auch die Neugierde, neue Dinge zu tun zur Vermeidung von Tierversuchen.» An den Schweizer

Universitäten werden die Vorgaben der EU-Direktive bereits heute weitgehend berücksichtigt. In der Schweiz wurden gemäss Statistik des Bundesamts für Veterinärwesen 2010 rund 760 000 Tiere für Versuche benutzt, davon zwei Fünftel in der Industrie, ein Drittel an Hochschulen und Spitälern, ein Sechstel in der Nutztierproduktion. (BV)

duzieren, Belastung für Versuchstiere möglichst gering halten). Was haben Sie konkret erreicht?

Noch wenig. Leider ist auch das Interesse, an neuen Methoden im Bereich 3R zu forschen, gering. Das ist nicht sexy. Forscher wollen lieber Krebs heilen als eine Methodik zu arbeiten, mit der man Tierversuche bei der Krebsentwicklung vermindern kann. Wir wollen dieser Zurückhaltung mit entsprechenden Initiativen entgegenwirken.

Obwohl die Tierversuche seit einigen Jahren wieder zunehmen, ist die «Basler Deklaration» wirkungslos verpufft?

Es wäre unrealistisch zu glauben, dass Sie Tierversuche innerhalb nur eines Jahres reduzieren können. Gleich wie Forschung in anderen Bereichen nehmen Forschungsprogramme im Bereich 3R viel Zeit in Anspruch. Es wird Jahre bis Jahrzehnte dauern, bis wir zählbare Erfolge vorweisen können.

Kurzfristig droht nun sogar eine massive Zunahme der Tierversuche.

Ja, und dafür gibt es zwei Gründe: Die EU verlangt mit ihrer neuen REACH-Richtlinie, dass mehrere tausend Chemikalien auf ihre Giftigkeit beim Menschen hin getestet werden müssen. Für diese Studien, von denen letztlich auch die Schweizer Konsumenten profitieren, werden Abertausende von Tieren gebraucht werden. Der zweite Grund: Wir bekommen in der Schweiz – voraussichtlich ab 2012 – eine neue Zählart für Tierversuche. In Zukunft werden auch Tiere mitgezählt, die gar nicht für Experimente verwendet werden, sondern nur gehalten werden zum Beispiel für die Zucht neuer Versuchstiere. Dadurch werden Zahlen signifikant raufgehen.

Wenn die Schweiz auf Tierversuche verzichten würde, was würde das für den Forschungsplatz bedeuten? Das wäre verheerend für die Schweiz. Ein grosser Teil der biomedizinischen Forschung sowie die Entwicklung von Medikamenten kommen nicht aus ohne Tierversuche. In diesem Fall wür-

den wir jene Produkte konsumieren, die im Ausland mit Tierversuchen entwickelt worden sind.

Sie selber haben als Forscher wichtige Erkenntnisse am Fadenwurm gewonnen. Waren Ihre Experimente auch Tierversuche?

Biologisch gesehen sind Fadenwürmer Tiere, gemäss Tierversuch-Gesetzgebung aber nicht. Diese Unterscheidung ist sehr anthropozentrisch: Je mehr die Tiere uns ähnlich sehen, desto mehr Wert geben wir ihnen. Ein Menschenaffe ist viel mehr wert als eine Laborratte, und eine Laborratte ist viel mehr wert als ein Rüeblli – obwohl alle drei Lebewesen sind.



Der Molekularbiologe **Michael Hengartner (45)** ist seit 2001 Professor an der Universität Zürich und zurzeit auch **Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät**. 2006 wurde er mit dem mit 100 000 Franken dotierten **Latsis-Preis** ausgezeichnet. (BV)

Mehr Geld, mehr Konflikte in der Beziehung

Wenn beide Ehepartner viel von Reichtum und materiellen Gütern halten, haben sie mehr Konflikte, als wenn nur einer von beiden materialistisch denkt. Am glücklichsten sind Ehen, in denen beide Partner nicht nach Reichtum streben, berichten US-Forscher im «Journal of Couple & Relationship Therapy». Das Ergebnis kam für sie überraschend: Sie hatten bei der Befragung von mehr als 1700 Ehepaaren erwartet, dass die Probleme bei unterschiedlich denkenden Partnern am grössten sein müssten. «Paare, bei denen beide materialistisch sind, schnitten bei beinahe jedem unserer Untersuchungspunkte am schlechtesten ab: Die Daten zeigen ein durchgängiges Muster von nachlassender Kommunikation, schlechter Konfliktlösung und wenig Entgegenkommen zueinander», sagt Jason Carroll, Psychologe und Professor für Familienwissenschaften an der christlich ausgerichteten Brigham Young University.

Gleiche Wertvorstellung hilft nicht

Sein Team hatte 1734 Ehepaare aus allen Teilen der USA befragt. Sie sollten Zustand und Ablauf ihrer Ehe bewerten und unter anderem Fragen danach beantworten, wie wichtig es ihnen war, «Geld und viele Dinge zu besitzen». Frühere Untersuchungen hatten gezeigt, dass Materialismus generell Eheprobleme fördert – es schien aber wahrscheinlich, dass sie vor allem bei Paaren mit unterschiedlichen Wertvorstellungen auftreten.

Doch auch wenn beide Partner den Materialismus hochhielten und finanziell sehr gut gestellt waren, zeigte sich Geld als häufiges Konfliktthema. Ihre Ehequalität schnitt auf der Skala der Forscher um 15 Prozent schlechter ab als bei jenen Paaren, die beide «Geld für nicht wichtig» hielten. (WSA)

Riesenteleskop in Chile

Die Europäische Südsternwarte (ESO) will in Chile das grösste optische Teleskop der Welt errichten. Es soll ab Anfang des nächsten Jahrzehnts unter anderem erdähnliche Planeten erspähen, auf denen sich Leben bilden könnte. Das E-ELT mit seinem Hauptspiegel der 40-Meter-Klasse soll auf dem Berg Cerro Armazones stehen, etwa 20 Kilometer vom bereits bestehenden ESO-Observatorium Paranal entfernt. «Chile hat den klarsten Himmel auf der Welt und ist Heimatland der wichtigsten astronomischen Observatorien. Das ist für uns nicht nur eine Wertanlage, sondern auch ein Beitrag zur Entwicklung der Menschheit als Ganzes», erklärte der chilenische Aussenminister Alfredo Moreno. (SDA)

Zoom – Was ist das?

WAS IST DAS?

Schauen Sie genau auf den Zoom-Ausschnitt. Erkennt? Wenn ja, dann senden Sie ein E-Mail mit der Antwort und Ihrer vollständigen Adresse an bilderraetsel@azmedien.ch. Einsendeschluss: 21. Oktober 2011.

DER PREIS

Zu gewinnen gibt es ein Abo der Zeitschrift «natürlich leben» (www.natuerlich-leben.ch). Rechtsweg, Barauszahlung und Korrespondenz sind ausgeschlossen.



AUFLÖSUNG DER LETZTEN WOCHE

Das Bilderrätsel vor zwei Wochen zeigte eine Eichel. Gewonnen hat: Lore Plüss, Riedholz.



Nachrichten

Pest Forscher entziffern

Erreger des Schwarzen Todes

Forscher haben das Erbgut des Pesteregers entziffert, der als Schwarzer Tod um 1350 in Europa gewütet hat. Das Genom des damaligen Pesteregers sei dem der heute vorkommenden Bakterien erstaunlich ähnlich. «Er war sozusagen die Mutter aller heutigen Pestereger», sagte Johannes Krause von der Universität Tübingen. Zusammen mit einigen Kollegen stellte er das Bakterienerbgut im Journal «Nature» vor. Der so genannte Schwarze Tod raffte in nur fünf Jahren in Europa je nach Angaben 25 bis 50 Prozent der Menschen dahin. Das nächstverwandte derzeit existierende Pestbakterium unterscheidet sich nur an zwölf Stellen von jenem aus dem 14. Jahrhundert, sag-

te Krause. Es gebe jedoch eine Reihe von Gründen, warum später keine so grossen Pestepidemien mehr aufgetreten sind: «Bei der ersten Pestepidemie wussten weder der Mensch noch sein Immunsystem damit umzugehen.» (SDA)

Robben Unbekannte tödliche Krankheit befällt Tiere

Eine unbekannt tödliche Krankheit hat seit Sommer in der Arktis entlang der Küste von Alaska Dutzende Robben befallen. Wie die US-Meeresbehörde (NOAA) mitteilte, wurden seit Juli mindestens 107 Ringelrobben gezählt, die an der Krankheit leiden. Rund die Hälfte von ihnen sei daran gestorben. Die Tiere hätten an Verletzungen an der Haut, starkem Fellausfall sowie an Geschwüren gelitten, teilte die Behörde mit. Ähnliche Fälle gab es der Behörde zufolge auch in Russland und in Kanada. (SDA)